

»I eat at my Table«

Der Titel dieses Kapitels gibt einen Satz wieder, den mein Kollege Chris gerne dafür verwendet, um die besonderen Herausforderungen von Forschungsarbeit im Südsudan zu untermauern. Zumeist geht es um das Fotografieren. Chris wird immer unwohl, wenn ich mein Handy außerhalb gesicherter Compounds zücke. Dem Argument, dass es gerade oftmals Fotografien wären, die Leute in Bezug zu besonderen Situationen setzen können, ist für ihn intellektuell, aber keinesfalls praktisch überzeugend. Das Risiko ist in seinen Augen einfach zu groß, und die Geschichten, die er erzählen kann, um dieses Risiko in seiner Unkalkulierbarkeit anschaulich werden zu lassen, sind zahlreich.

Es war in Bentiu, einer Stadt, die sich auch zwei Jahre nach dem formalen Ende des Bürgerkrieges in einem düsteren Zustand präsentierte, in dem er mich erneut eindringlich auf die mit dem Fotografieren verbundenen Gefahren hinwies. »Du weißt nie, wer dich sieht. Die meisten der Sicherheitsleute tragen keine Uniform, du erkennst sie nicht. Sie können komplett abgerissen angezogen sein.« Selbst im Auto gibt es für Chris keine Sicherheit. Jedes der wenigen Fotos, die ich schlussendlich mache, lassen ihn in seinem Sitz versinken. »Wenn sie dich erwischen, kannst du dich auf nichts berufen. Du glaubst, dass dich irgendwer rausholt, irgendeine diplomatische Vertretung? Dass du irgendeinen besonderen Schutz in Anspruch nehmen kannst? Das kannst du vergessen. Selbst, wenn sie dich irgendwann in irgendeinem Loch finden, kann dein Leben praktisch vorbei sein. Du musst diese Leute verstehen. Sie haben ihre eigene Logik. *I eat at my table and you eat at your table.*«

»I eat at my table.« In diesem Satz steckt viel. Er verbindet in seiner Kürze verschiedene Inhalte, die die sozialisierte Qualität der im Südsudan lebenden Gemeinschaften darstellen. Eine Qualität, die schon die türkischen, ägyptischen und britischen Versuche einer durchdringenden Kolonialisierung hat scheitern lassen, mit der wohl nachhaltigsten Strategie, die dem Kolonialismus entgegengesetzt werden konnte: Desinteresse. Der Tisch bezeichnet in

diesem Satz zweierlei. Einerseits ist er ein Symbol der Gastlichkeit. Es benötigt keine ausgefeilten, langjährigen ethnografischen Studien, um festzustellen, dass Gastlichkeit im sudanesischen Kontext nicht nur ein ausgesprochen hohes Gut ist, sondern immer mit einem Tisch und darauf befindlichem Essen zu tun hat. Wobei solche Einladungen, situationselastisch, durchaus bedrohlichen Charakter annehmen können. Eine Essenseinladung auszuschlagen, ist selten eine gute Idee. Dies führt schon zur anderen Seite der Tischmetapher. Denn der Tisch zeigt auch klar, wer einlädt und wer der Gast ist. Wenngleich Gastlichkeit mitunter unendlich weit zu reichen scheint, bleibt die in ihr verkörperte Positionalität geklärt: Es ist mein Tisch, nicht unser gemeinsamer Tisch.

Diese spezifische Mischung zwischen Gastlichkeit und Härte, zwischen Wohlwollen und Desinteresse zeichnet viele der Methoden aus, die den Umgang mit und das Verhalten in den zuvor diskutierten Konfliktlandschaften prägen. Es ist ein besonderes Verhältnis zu Zeit, Raum und Ressourcen, das regelmäßig mit Erwartungshaltungen einer liberalen Moderne kollidiert. Diese Kollision führt nicht zuletzt deswegen bei Khawajas – den Fremden – zu oftmaliger Verwirrung und Verwunderung, weil viele von ihnen erst lernen müssen, dass die habituell angenommene Überlegenheit der liberalen Moderne und des davon geprägten Verhaltens auf einer Schimäre beruht.

Zeit

Das in die Jahre gekommene Oasis Camp in Juba ist phasenweise immer noch einer der interessantesten Plätze der Stadt. So auch, als ich im Oktober 2020 meine Covid-19-bedingte Quarantäne im Vorfeld einer Consultancy für die UN antrat, im festen Vorsatz, die Zeit mit Lesen und Schreiben zu verbringen. Oasis war ungewöhnlich voll. Schnell war offenkundig, dass eine andauernde Reihe an Treffen im Gange war. Nach einigen freundlichen Begrüßungen stellte sich heraus, dass es sich um Versammlungen der SPLM/A-IO handelte, in Vorbereitung auf die Postenbesetzungen in Parlament, Gliedstaats- und County-Regierungen, die gemäß dem R-ARCSS vollzogen werden sollten. Damit unzusammenhängend schnellte meine eigene Meeting-Frequenz ebenfalls ungeplant in die Höhe. Die UN hatten mich mit einer Vielzahl von Online-Meetings eingedeckt. Ich sprach zum Teil mit Interviewpartner:innen, die nur wenige Kilometer entfernt in der Stadt arbeiteten, mich aber aufgrund von Covid-19-Vorsichtsmaßnahmen nicht treffen konnten. Bald es-

kalierte mein Auftrag zu einer rasanten Abfolge von internen Abstimmungen und täglich neu gesetzten Deadlines für Schriftstücke und deren Überarbeitungen.

So saßen wir also da. Ich im UN-fabrizierten Quarantäne-Stress, meine neuen Freunde von der IO – bei den allermeisten IO-Gästen in Oasis handelte es sich um Männer – in langwierigen Gesprächen. Sie verließen Oasis genauso wenig wie ich. Ohne Quarantäne. An manchen Abenden aßen wir gemeinsam – meine Freunde kochten selbst herrliche sudanesisische Küche – und tranken Tee. Wie lange sie schon hier wären? Lange. Biliu, der mit seinen zwei Söhnen aus Upper Nile gekommen war, war seit einigen Monaten in der Stadt. Biliu hegte Ambitionen auf einen Ministerposten in Upper Nile, was aber dadurch erschwert wurde, dass der Gouverneur aufgrund der zuvor geschilderten politischen Spannungen noch nicht ernannt war. Gabriel kam aus Yirol, wo er schon einmal als County Commissioner eingesetzt war. Er war derjenige, der Paul Malong auf seinem Weg nach Aweil nach der Entlassung als Generalstabschef durch Salva Kiir anhielt und zu weiteren Unterredungen mit der Country-Regierung, Chiefs und religiösen Würdenträgern motivierte. Diese überzeugten Malong schließlich, seine Aufstandspläne aufzugeben und nach Juba zurückzufliegen. Gabriel erzählte diese Geschichte mit Stolz und mit überraschendem Respekt vor Malong, einem der Erzfeinde der SPLM/A-IO.

Dann war da Kuot, Veteran sowohl der SPLA als auch der US Army und jetzt hauptberuflicher Pastor. Kuot war zurückgekommen, um für sein Land zu arbeiten. Nun war er in die interne Bürokratie der IO verstrickt. Seine Frau, die vor nicht allzu langer Zeit gesunde Vierlinge zur Welt gebracht hatte, hatte er schon seit über einem Jahr nicht gesehen. Die Zeit, so sagte er, verstreiche hier anders. »Es ist für mich schwierig, hier auszuharren. Ich habe meine Familie, ich könnte etwas arbeiten. Aber ich muss warten. Mir wurde noch keine Position zugesichert. Meine Freunde raten mir zu bleiben. Wenn ich jetzt gehe, war alles umsonst.« Kuot war zwischen dem Südsudan und den USA sozialisiert. Es waren gewissermaßen zwei verschiedene Uhren, die in ihm tickten und an ihm nagten.

Zeitlichkeit hat einen kontextualisierten Faktor. Die Frage an meine neuen Bekannten, wann ihre Verhandlungen abgeschlossen seien, fand keinen richtigen Widerhall. Es ginge noch weiter, so die Auskunft, über Tage und Wochen. In der Früh gab es Tee, dann gab es Gespräche in Gruppen, einmal nach Gliedstaaten aufgeteilt, dann wieder nach thematischen Feldern. Irgendwann wurde es Abend, die Gäste aus anderen Hotels gingen. Es gab

Abendessen und Tee. Währenddessen lief die UN-Maschine von immer neuen Plänen, Analysen und Projektkonzepten heiß, Meetings mussten vorbereitet, »Guidance« aus diesen Meetings wieder in Dokumente eingearbeitet werden. Meine Bekannten bemitleideten mich sichtlich, wenn sie mich über Tage mehr mit meinem Laptop als mit anderen Menschen beschäftigt sahen. Sie waren interessiert an einer Einschätzung und der Arbeit der Internationalen, aber nicht über die Maßen. Ebenso waren sie interessiert, mir ihre Position darzulegen, aber unaufdringlich und oft erst auf Nachfrage.

Während der nächsten sechs Wochen änderte sich an dieser Situation wenig. Hie und da besuchte Biliu eines der PoC-Camps in Juba, in dem sich eine größere Zahl an IO-Leuten und ihren Freunden aufhielten. Davon abgesehen blieb der Tagesablauf weitgehend unverändert. Nur die Zahl der zu den Gesprächen tagsüber erscheinenden Kader unterlag merklichen, mir aber unerklärlichen Schwankungen. Unterdessen war das Oasis-Management nervös geworden. Bezahlte war der Aufenthalt trotz Zusicherung der IO-Führung bislang nicht, mehrere Besuche beim nun Ersten Vizepräsidenten Riek Machar waren mit unverbindlichen Zusicherungen zu Ende gegangen. Die Angestellten hatten seit Monaten kein reguläres Gehalt mehr bekommen. »Wir können sie nicht hinauswerfen.« Der indische Oasis-Manager zeigte sich als Realist. »Das geht politisch einfach nicht. Aber sie müssen zahlen, wir brauchen das Geld.« Die Außenstände waren mittlerweile weit in den sechsstelligen Bereich angewachsen.

Anfang Dezember kam es zu einem Kulminationspunkt. Die SPLM/A-IO hielt ihre National Convention ab, in der Freedom Hall in Juba. Zuvor war die Stimmung angespannt, nicht nur wegen des verstärkten Feilschens um Positionen – die finalen Listen wurden nach der Convention zur offiziellen Ernennung an den Präsidenten übermittelt – sondern auch, weil Störungen befürchtet worden waren. Nach der Convention änderte sich das Bild in Oasis. Nicht durch die Abreise der IO-Gäste, aber durch ihre Kleidung: T-Shirts und Kappen der Parteiversammlung waren allgegenwärtig. Die Stimmung war gut.

Aber es wurde erwartet. Wenngleich sich in diesem Warten die Gründe differenzierten. Die Listen waren übermittelt worden, einige meiner Freunde stellten sich in ihren neuen Rollen vor: Parlamentarier in der TNLA, zukünftiger Minister in Jonglei, County Commissioner in Bahr el-Ghazal. Andere verhandelten über interne Positionen, etwa im Sicherheitsapparat im Rahmen der weit offenen Verhandlungen zur Formierung einer einheitlichen Armeestruktur. Formale Ernennungen waren noch keine erfolgt. »Ich würde gerne

zu meiner Familie oder zumindest in meine Heimatregion, nach Wau«, meinte ein anderer IO-Freund. »Aber sie schulden mir Geld. Wir sollten für unsere Präsenz hier bezahlt werden. Wenn ich jetzt gehe, sehe ich das Geld nie.« Auch Biliu blieb. Nach Weihnachten, ich war mittlerweile außer Landes, tauschten wir uns wieder aus. Er war noch immer in Oasis, mit seinen beiden Söhnen.

Joshua Craze (2021) berichtet von einer Begegnung mit zwei SPLA-Soldaten, deren Lastwagen mit Nahrungsmitteln im Morast einer Sandpiste nahe Pariang in Unity State stecken geblieben war.

»What, I asked, are you waiting for? Is Juba sending assistance? Can I help you get the truck out of the mud? They shook their heads. The truck is too heavy for you to tow, and Juba isn't sending anyone. They shrugged. We were told to wait. We sleep in the car, listen to the rain, and protect the truck from thieves. What, I asked again, are you waiting for? For the dry season, they said. Then the road will harden and the mud turn to dust. It won't be long now.«

Warten ist eine soziale und politische Verhaltensform, die der sudanesischen Kontext zu Meisterschaft gebracht hat. Schon seit der Kolonialzeit begegneten verwunderte Europäer:innen dieser Eigenart mit der Zuschreibung einer »Sudanese Time«. »A Sudanese friend was much amused by our obsession with clock time and in the end made appointments with us by British or Sudanese time. If we were to meet by British time that meant on the dot. If it was Sudanese time, then it could be any time at all.« (Erzählungen einer Britin im Sudan der 1950er-Jahre, zitiert nach Shaw, 2001: 123-124) Wobei diese Beobachtung eines vernachlässigt. Sudanesischen Zeit kann rapide Umschläge und Turbulenzen mit einschließen. Dinge passieren, aber mitunter erst in dem Moment, wo sie passieren müssen, oder so knapp danach, dass sie gerade noch funktionieren. Lange Phasen des Wartens und kurze, turbulente Phasen der Aktion reihen sich aneinander und bedingen sich.

Unbestreitbar ist jedoch, dass Warten im Südsudan eine unerlässliche Fähigkeit ist. Nicht nur sozial, sondern auch politisch. Niemand weiß, ob der bekannte Sinnspruch »you have the watches, we have the time« dem südasiatischen oder dem ostafrikanischen Kontext entspringt. Zuverlässig ist er jedoch das Produkt kolonialer und postkolonialer Begegnungen, die sich auf politisch-militärischer Ebene in zugespitzter Form missverstehen. Zeitlichkeit kann im sudanesischen Kontext eine strategische Funktion einnehmen: die schon zuvor beschriebene Tajility. Der Begriff lässt sich auf die britische

Kolonialverwaltung der frühen 1900er-Jahre zurückverfolgen (Copnall, 2017: 226). Er entspringt dem Versuch, die die Kolonialmacht herausfordernden eingesessenen und zutiefst strategischen Verhaltensweisen der kolonialen Subjekte zu verstehen, zu benennen und zu typologisieren.

Tatsächlich hat Tajility zwei Dimensionen, eine strukturelle und eine individuelle. Warum handeln und entscheiden, wenn es zu einem späteren Zeitpunkt bessere Optionen geben mag? Das Nichthandeln kann aber ebenso gut mit eingeübten Verhaltensweisen im Zusammenhang stehen. Warum handeln und entscheiden, wenn es nicht behagt? Die strategische Komponente hat Alex de Waal (2008) als Politik der Erschöpfung beschrieben. Ein solches Auswarten kann jemanden in eine unerwartet vorteilhafte Position spülen. »Delay is always an option, and those who use the skill of tajility [...] most adroitly are likely to be the ones with most energy left at the end of the day. Nothing is guaranteed until it happens.« Diesen letzten Satz nicht als Bedrohung, sondern als immerwährende Chance zu begreifen, ist der Kunst des südsudanesischen Wartens immanent. Wer sagt schließlich, dass es zu einem späteren Zeitpunkt nicht besser wird? Letzten Endes ist Warten praktisch umgesetzter Optimismus. Warten ist eine stetige Wette auf die Zukunft.

Footing

Unzweifelhaft ist das spezifisch südsudanesisches Verhältnis zu Zeit von den räumlichen Gegebenheiten geprägt. Wie kann Zeit verlässlich vereinbart werden, wenn Autos nach einem Regen selbst in Jubas Botschaftsviertel Tongping stecken bleiben? Mitunter für Tage. Regen- und Trockenzeiten waren immer der bestimmende Rhythmus im Südsudan. Denn in der Regenzeit wird selbst die einzige verlässliche Fortbewegungsform in weiten Teilen des Landes schwierig: das Gehen, oder in südsudanesischem Englisch: »Footing«.

Gehen und warten – »Footing« und »Waiting« – waren und sind auch die zwei dominierenden Modi der Kriegsführung im Südsudan, die nur kurz durch Momente der Turbulenz unterbrochen werden. »Ich habe das ganze Land zu Fuß kennengelernt«, erzählt Kuot von seiner Zeit bei der SPLA. »Wir sind von Equatoria nach Wau marschiert. Dann kam ein neuer Befehl, und wir sind hinüber nach Upper Nile. Und dann nach Äthiopien. Und dann bis hinunter nach Uganda. Alles zu Fuß.« Der scheinbare Nachteil der Geschwindigkeit verkehrt sich in den herausfordernden Bedingungen eines tropischen, infrastrukturell nicht erschlossenen Landes bald in Vorteile wie Verlässlich-